

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Walbern, Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verließen, schworen sie beim Glase Punsch, in der Trennungsnacht, mit weinenden Augen einander Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kommt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man sieht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmereien zurück; man vergißt sich. Zeiten ändern und Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Walbern war's anders. Sie hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruderzärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagereisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirthen lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Waldern war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammerdirektor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für bequemlich-gewöhnte Gäste nicht überflüssigen Raum; vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirrwarr der Residenz, als der Kammerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kuhställe eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von etwa dreizehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete und der Vater sagte: „Gustav, du sollst diesmal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Waldern hat es schon lange gewünscht, dich zu sehen.“

Wer war froher, als ich! Die Mama reifete diesmal auch mit. Wir freuten uns Alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Aeltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Das erschien mir ein wahres Leben im Feenmärchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchst angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, einige Jahre jünger als ich, Namens Augustine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild, und ihre erste Frage an mich war: „Gustav, hast du meine neue Puppe

schon gesehen?" Damit nahm sie mich beim Armel und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, davon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Duzend haben mochte; das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Augustine ließ aber schon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gesehen, Augustine war auch meine Puppe. Sie fand meine lockigen Haare allerliebste, meine Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen; und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter," sagte eines Abends beim Nachsteffen der Kammerdirektor zu meinem Vater: „wir haben beide hübsche Kinder!" — Bei dem Worte sah ich nach Augustinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich ihre dunkeln Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen, brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — Alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!" rief Augustine dazwischen mit einem wunderbar sauer-süßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne Haare und die Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht wohl stehen."

„Alter," fuhr der Kammerdiener fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Augustinens unterbrechen zu lassen: „unsere Freundschaft muß noch auf Kinder und Kindeskinde forterben. Aus den beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt."

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Aeltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit

der Erbschaft hatte sagen wollen. Aber Augustine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen,“ rief sie, „Sie meinen, Gustav solle mein Mann werden? O das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, du freust dich auch?“

Es gab am Tische ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein; vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben umrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals noch in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten, ward die Kirche; eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank, der Altar; ein Better Augustinens, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte Alles eingerichtet; zwei bleierne Ringe, mit rothen und grünen Glassteinchen, gekauft, die mußten vor dem Altar gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändern unterhalb umwickelt.

„Du sollstest mir nun auch einen Kuß geben!“ sagte Augustine, „du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam.“ Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Übung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann ging's zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen; Rosinen, Mandeln, Zuckerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinens Puppe zierlich aufgetragen durch die Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freunden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich that's gar ehrbar,

wie einem Papa geziert. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte schreien. Wir tanzten, der Vetter war Musikant.

Doch wozu hier alle die kindischen Ländeleien erzählen? Genug: drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abschied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, schreiend, und baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Aeltern lächelten, trösteten und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ich's wünschte. Daheim war Alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vaterhaus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Darum war mir's lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt in die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor, einem alten, bieder, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Augustinens zwischen ein paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das gelehrte Leben nicht recht; aber bald desto besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun ging's rüstig an das Multiplizieren, Divi-

diren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Weil meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war allemal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb, wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den höhern Geistern des Alterthums und mit seinen jungen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollendetere, und ihr traget alle den Keim der Vollendung in euerm Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius; dann über alle Plutarch. — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibelgeschafskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut ansieht. Ich las, ich übersezte, ich dichtete — ich war selig, wie es der Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielsachen in eine Schachtel auf

die Seite gethan hätte; wo er Jahre lang unberührt lag. Während der Schulferien macht' ich in Gesellschaft einiger lieben Mitschüler bald Aufenthalt in meinem älterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den Thüngen.

So vergingen die Jahre. Im neunzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reis, und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen innern Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Erst jetzt ward mir, was ich da als Kind gehabt und geliebt, werther. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinus's bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonnette anwenden ließen; aber das geschah noch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Augen, die mir oft blühend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforstrath sehen wollte, sehnte ich mich immer nach etwas Anderm. Ich wußte nicht, was es war, und fand es auch nicht.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte, und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte ich für mich schon um Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich, als Referendar, in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ghe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich sollte mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augustinen, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Aeltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Waldern veranstaltet zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden. Aber, um Stoff zu einem Scherz zu haben, nahm ich den bleiernen Ring mit.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldernschen Hause mich nach den ersten herzlichen Umarmungen recht umfah im Zimmer, stand da noch Jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu

werden. Ach, ich war's schon! Ich bemerkte nur noch, daß sich die Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiederte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Ich wünschte mich tausend Meilen weit, um mich nur besinnen zu können. Und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde, aus der Noth; ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Walbern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachteffen bereit? — Weh, dacht' ich, das ist also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Guldgöttin einmal vorzeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung da.

Es ging also zum Nachteffen. Herr Walbern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Walbern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich —“ stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, das ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Si, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr, wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre Linke an meinen Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachteffen lebhaft und lustig. Ich

gewöhnte mich an den Anblick Augustinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen; und je länger ich sie ansah, je schöner ward sie. Den andern Tag ward sie noch schöner, und den dritten noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken einmal meineidig zu werden.

Am Abend des vierten Tages traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir beide allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längst schon etwas sagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben: ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!“ rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige in einander!“

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?“ fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?“ erwiderte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den kleinen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viele Thränen vergoß!“

„Wissen Sie das?“ fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Nebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umbämmert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders Alles nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche.“

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles.“

„Wirklich Alles?“ fragte ich: „o Augustine, Alles?“

„O Gustav!“ stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr; denn unsere Lippen glühten zusammen. Und als wir wieder genasen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war Alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst du ihn noch, Augustine?“ Als sie ihn erblickte, verklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!“ sagte sie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohlgefallen; dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o du bist besser, als ich!“ Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn an meine Hand, und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!“ sagte sie: „Ich bin die Deinige ewig; bist du ganz mein, Gustav?“

Es versteht sich, was ein zweiundzwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sternen, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits und jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies Alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende mit Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde, zu haushalten pflegen. Die Liebe stellte das von Adam und Eva verlorne Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verflossen in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachts Traum. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nun über die Unbefangenheit unserer Aeltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns beiden vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magnete anzogen; unsere Gespräche, voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug,

daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Walbern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindesfinder vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!“

Mit Augustine hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Aeltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzien der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das Alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Aeltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beide Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Nebenlaube, um uns noch einmal allein zu sprechen und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Nebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Knie verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zusagen. Ich versprach Augustinen, daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Aeltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib nannte, blutroth. O wie schön war sie. Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust, und stammelte nur: „Einziger Gustav!“

So schieden wir, und noch gefesteter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.

Raum war ich mit meinen Aeltern in unserm Dorf angekommen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mit dem Vater unter vier Augen zu reden und ihm alle meine Wünsche und seligen Aussichten zu offenbaren. Er sowohl als die Mutter, hatten mich unterwegs, der ich in Träumereien versunken, mit Augustinens Eroberung geneckt. Das gab mir den Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtschaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelassen und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Augustinens unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind,“ sprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer beider Empfindungen. Es ist mir lieb, daß du liebst und Augustinen liebst. Der Gedanke an sie wird dich von manchem unedlern Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in diesem Augenblick nichts zu übereilen. Du bist noch jung, kaum über zweiundzwanzig; hast noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Augustine ist zwar reich; aber du wirst doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Kost gehen wollen? Nichts Schlimmes, als sich vom Vermögen seiner Frau abhängig zu machen und ihr sein Glück zu danken. Der Mann soll Mann sein, und durch sein Gut und Arbeiten Weib und Kind nähren. Ich selbst als Obersforster habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Vermögen geben oder hinterlassen. Du mußt es dir erst erwerben, wie ich mir das meinige erwarb. Und sieh, dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Walbern dir einstweilen Augustinens Hand verweigern möchte. Augustine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, ist an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden sind. Du bist nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art tritt zu dem Allen. Euer beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glück-

lichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest unglücklich sein, eine alte Frau zu haben, wenn du in der Fülle deiner männlichen Kraft ständest. Zwischen Weib und Mann bringt erst ein Unterschied von zehn Jahren Altersgleichheit."

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!“ sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Besten willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!“ rief sie, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich als Referendar glänzen sollte, kam ein Brief von Walbern an meinen Vater. Herr Walbern schrieb eitel Klage und Jammer um Augustinen, die nach meiner Abreise untröstlich gewesen wäre und sogar in Fiebern das Bett habe hüten müssen. Jetzt sei sie beruhigter. Er aber beschwöre mich, doch jetzt, wo ich noch ohne Anstellung sei, und ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernsthafte Verbindung mit seiner Tochter denken könne, die Residenz nicht sogleich wieder zu besuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreißen und Augustinens Gesundheit zerstören. Er aber wiederhole mir, was er auch schon seiner Tochter zugesagt habe, daß er keineswegs gegen unsere Verbindung sein wolle, wenn ich in einem anständigen Amt wäre, an welchem es mir in

wenigen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Ersatz der Trennung, mit Augustinen Briefwechsel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs außer aller Fassung. Ich rasete und wüthete gegen der Menschen Grausamkeit und Tyrannei, bis ich aus Ermattung — ruhig ward. Nun fand ich selbst, Walbern habe sehr vernünftig geschrieben, und mir sogar mehr zugesagt, als ich nach den ersten Aeußerungen meiner Aeltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir sogar einen Triumph über meinen Vater. Ich segnete Walbern. Ich beschloß männlich zu sein, und mir Augustinens Hand durch Verdienste zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benützt. Ich schrieb Augustinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Walbern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Walbern war ein weltkluger Mann. Er kannte das menschliche Herz, und wollte dem ungestümen Strom jugendlicher Neigungen keine Dämme entgegenbauen. Der Strom wäre nur stürzender, gewaltiger, zerstörender geworden. Jetzt ergoß sich derselbe ruhiger.

Ich reisete also nicht zur Residenz, sondern hin, wo ich als Referendar meine Laufbahn zur Würde eines Oberforstraths beginnen wollte. Der Abschied von den theuern Aeltern, die Zerstreuungen der Reise, die ersten Einrichtungen und Geschäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelassenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenste Mann in meinem Geschäftskreise zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntnisse. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erst den *annum canonicum* erreichen. O wie sehnte ich mich nach dem fünfundzwanzigsten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn

man nicht stirbt! Aber auch viel Bitteres. Meine gute Mutter starb in dieser Zeit; dann wenige Monate nachher auch mein Vater. Doch hatte mein Vater noch die Freude, mich vor seinem Tode als Beisitzer in einem Provinzialkollegium mit Rathstitel zu sehen und ausgesteuert mit einem kleinen Gehalt. Also schon ein großer Schritt näher zum Gipfel meiner Wünsche, zu Augustinens Hand.

Der Briefwechsel mit meiner Geliebten ging inzwischen seinen guten Gang. Freilich im ersten Jahre schrieben wir uns nie einen Brief, der nicht volle drei Bogen stark war; im zweiten ließen wir es bei anderthalb, im dritten bei einem Bogen bewenden. Die Zeit thut doch Wunder. Aber darum erlosch die treue Liebe nicht. Augustine hatte in der Zeit schon mehrere junge Herren, die um sie angehalten hatten, abgewiesen. Meine Briefe waren fast immer voller Klagen, daß ich noch nicht auf dem Plage wäre, wo ich um sie werben dürfte. Ich konnte mich von meiner Assessorbesoldung kaum kleiden und mit Licht und Holz versehen. Das geringe Erbtheil meiner Aeltern ward dabei mit aufgezehrt. Sie hingegen meldete mir dann, wie ihre Aeltern immer dringender bei jedem Heirathsantrag würden, weil sie bald in einem gewissen Alter sei, wo man nicht mehr dringend um sie werben werde, und eine alte Jungfer heißen müsse.

Ich fühlte, die Aeltern hatten Recht; und, einverstanden mit Augustinen, vergaß ich die frühern Vorsätze, und hielt schriftlich um Augustinen bei Herrn Waldern an, ob ich gleich noch keine Frau ernähren könne; aber ich tröstete mit den besten Aussichten. Waldern wollte der Trost nicht sehr einleuchten. Er schlug mir Augustinen abermals „einweilen“ ab, und gab mir zugleich zu verstehen, wie ich mit diesem unnützen Hinhalten seine Tochter unglücklich mache, da sie nun fast in der Mitte der Zwanziger Jahre den Dreißigern mit starkem Schritt entgegen wandere.

Als ich den Brief erhielt, fragte ich mich verdrießlich hinter

den Ohren. „Der Mann hat Recht, vollkommen Recht!“ sagte ich, und war sogar großmüthig genug, dies selbst Augustinen zu bekennen; ja ich schrieb ihr, da ich noch immer nicht mit Gewißheit den Augenblick sähe, in welchem ich mit Würde ihre Hand fordern könne, solle sie sich nicht meinethwillen in ihren schönsten Jahren aufopfern. Ich würde sie nicht minder lieben, auch wenn sie eines Andern Gattin wäre, und mein Glück würde erhöhter sein, wenn ich sie nur glücklich wüßte.

Das gab nun wieder Stoff zu einem Briefwechsel, der beinahe ein Jahr lang den gleichen Gegenstand von allen Seiten beanspruchte. Wir wollten uns gegenseitig in Liebe und Großmuth übertreffen. Aber zuletzt behielt ich doch den Sieg, oder vielmehr die Zeit behielt ihn, die Wunderthäterin. Denn Augustine war schon sechsundzwanzig Jahre alt; — eine fatale Jahreszeit für Jungfrauen, welche die Schaar der eilftausend im Himmel nicht vermehren wollen.

Genug, ganz unvermuthet erhielt ich einen Brief aus der Residenz von unbekannter Hand. Ein Justizrath von Winter dankte mir auf die zärtlichste und rührendste Weise für meine Großmuth, denn Augustine sei nun seine ihm anvermählte Gattin; dazu bat er gar gütig um meine Freundschaft, und Augustine setzte nur einige artige Zeilen unter den Brief ihres „lieben Eheherrn“, wie sie ihn nannte.

Ich war, als ich dies las, wie aus den Wolken gefallen. Ich verwünschte meine unzeitige Großmuth und fluchte Augustinens Treulosigkeit. Aber was war zu thun? Augustine war sechsundzwanzig Jahre alt. Sie hatte doch nicht ganz Unrecht. Trotz dem war ich voll bitterm Verdrusses gegen sie, der noch mehr wuchs, als ein Jahr nachher ihr Vater starb, durch dessen Tod sie freie Gewalt über ihre Hand und ihr Vermögen bekam. Hätte sie doch nur noch ein Jahr gewartet! Nun war Alles zu spät. Ich schrieb ihr keine

Zeile mehr. Sie aber mir auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Augustinens Untreue, theils um mich zu zerstreuen, sah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da schöne Rosen. Gern hätte ich auch wohl diese und jene gepflückt; aber das leidige Geld!

Nun wollte das Glück mir wieder wohl. Ich ward in eine bessere Stelle, in eine andere Stadt versetzt. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsministerium Achtung; ich wurde zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht, und das Gelingen derselben bewirkte mir, da ich mein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präsident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gedient hatte. Ich genoß, neben der Ehre, reichlichere Besoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angesehensten Familien zogen mich in ihre Kreise, wenn dieselben durch erwachsene Töchter verschönt waren. Das Schreiben des Justizministers, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, sobald es meine Geschäfte gestatten würden, in die Residenz zu kommen, wo ich über Verschiedenes mündliche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majestät dem König vorgestellt werden sollte.

Der Gedanke an die Residenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, ob schon ich Augustinen, oder besser zu sagen die Frau Justizräthin, ziemlich vergessen zu haben glaubte. So viel ich durch Reisende erfahren hatte, war ihr „Cheherr“ ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man sich in der Residenz ausdrückte, auf dem „Hoffuß“; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Gesellschaften des Adels, in Pikenirs, Kränzchen, Asseembleen, Redouten, Konzerten u. s. w. Die alte Einfalt des bürgerlichen Waldernschen Hauses war verschwunden. Es verdroß mich immer, wenn ich so

etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme Augustine so zu denken. Zuweilen dachte ich doch aber auch: Gottlob, daß die nicht deine Frau geworden ist.

Ein zweites Schreiben des Justizministers beschleunigte meine Reise zur Residenz, die ich nun seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Ich ward von meinen Obern und selbst von dem Monarchen mit der schmeichelhaftesten Güte aufgenommen. Ich war schon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Augustinen zu besuchen. Vorgenommen aber hatte ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebste, Herr Präsident! So muß also Ihre ehemalige Freundin erst aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen sind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, diesen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter.“

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber mir gefiel doch der Ton nicht, in dem sie mich einlud. Ich hatte mir das erste Begrüßen ganz anders vorgestellt; denn es überlief mich immer eine sonderbare Angstlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt sie doch endlich besuchen! — Die vieljährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schicksalen in diesem Zeitraum, die alte Liebschaft und seitdem die Veränderungen zwischen uns beiden — das Alles erfüllte mich mit sonderbaren und, ich darf es wohl sagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der ersten Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten hange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen setzte ich mich Abends in die Kutsche und stieg vor dem ehemaligen Waldernschen, nunmehr von Winter-
Jsch. Nov. III.

schen Hause ab. Ueber der Hauspforte sah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauses war Alles so neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei schnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livrée mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Gesellschaft angefüllt.

Die Frau vom Hause, die gnädige Frau, empfing mich standesgemäß beim Eintritt an der Schwelle. Es war Augustine. Ja, sie war's, und doch war sie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die frische Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber auch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein paar Worte flottern, so betroffen, so verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Erröthen sagten mir von einer schnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein sie ward so bald ihrer Meisterin, so gewandt, daß sie mich auf die gefälligste Weise von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit scherzhaften Vorwürfen strafte, daß ich die alte Bekannte so lange versäumen könne, und nun bei der Hand in die Versammlung führte, um mich derselben als einen guten Freund vorzustellen, den sie seit Jahren nicht gesehen.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hause mußte die Ehre des Hauses machen. Sie war und sprach mit Allen gleich gütig, gleich scherzend, gleich liebenswürdig. Als sie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erstes: „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präsident, Sie in der Residenz zu besitzen?“ Ihr Zweites: „Vortrefflich, allerliebste! So sage ich Ihnen ein für alle Mal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere servente.“ Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzustellen. „Mon Dieu,“ rief sie, „weiß ich auch, wo der herumschwärmt? Ich vermuthe,

er ist mit dem Oberjägermeister auf einer Landparthie aus. A propos — setzte sie dann hinzu — sind Sie schon verheirathet?“

Der Abend verstrich; es war nicht möglich, zu einer vertrauten Unterhaltung mit Augustinen zu kommen. Man tanzte, man speisete. Wiß und Muthwillen herrschten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Augustinens Gemahl zu sehen. Der geheime Justizrath war ein Mann in den Fünfzigern, sehr fein, sehr höflich, abgeschliffen; aber fränklichen Ansehens, ausgemergelt und hager. „Nicht so, mein schöner Herr!“ sagte Augustine einmal im Vorbeigehen zu mir: „Sie stehen wohl recht stolz neben meinem Windspiel von Gemahl, um mich und meinen Geschmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich versichere Sie doch auf Ehre, er ist bei dem Allem eine recht gute Haut.“

Mir wollte der Ton in dem Hause durchaus nicht behagen; und gewiß nur Augustine mußte es sein, um mich zu bewegen, an allen ihren Parthien, so viel ich Geschäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich sie so liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Wiß fesselten mich eben so oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abließen. Ich fühlte sogar, sie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, trotz ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Welttons.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?“ sagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal, ohne nahe Zeugen, mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein saß.“

„Was nennen Sie Glück?“ entgegnete sie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und sagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten. Sind Sie glücklich?“

„Zweifeln Sie, Herr Präsident?“

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden.“

„Wahr reden? Wie, Präsidenten, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück.“ Ich drückte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgendes Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß, wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solidern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altväterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so geliebt habe, wie mich; und — setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — alte Liebe rostet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte sie, ich hätte wohl besser zum Liebhaber, als zum Ehemann, getaucht.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber sie erwiderte mir Alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zosen und kündigte an, das Frühstück sei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohlbekannten Garten.

Aber den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verschwunden; statt dessen drängten sich Gruppen von ausländischen Gesträuchen und Bäumen

in sogenanntem englischen Geschmack zwischen grünen Rasenplätzen. Einzelne Wege schlängelten sich da hindurch. Die Nebenlaube hatte sich in einen verschlossenen chinesischen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Afazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das niedlichste Boudoir von der Welt. Statt der grünen hölzernen Bank bot uns ein weichgepolstertes Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japanischen Tischchen an, mit Kaffee, Schokolade und Leckereien besetzt.

„O die schöne, heilige Nebenlaube, unsere Kirche, unser Altar, unsere kindliche Seligkeit — o wohin ist das Alles!“ seufzte ich, und sah Augustinen mit einem Blick an, der vermuthlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Nebenlaube ab?“ rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Rock von damals am Leibe trage?“

„Aber, Augustine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle gibt mir das Recht dazu, — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig.“

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühstück, den wohlbekannten bleiernen Ring!“ sagte Augustine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen, neben den Juweelen, wie ein Juweel auf.“

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bittersüßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küßen. Augustine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Gustav, bist du noch

immer der ungestüme Schwärmer? Deine Nähe ist mir nicht gut.“ Sie wollte aufstehen, beugte sich aber wieder zu mir nieder, schloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem sie seufzte: „Wohl, Gustav, mit dir wäre ich doch glücklicher gewesen.“ — Augustinens Kuß, ihre Nührung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Besonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir so viele Thränen gekostet hatte, fest an mein nur allzutreues Herz.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, drängte sie mich lächelnd zum chinesischen Tempelchen hinaus, indem sie, mit dem Finger drohend, sagte: „Herr Präsident, Herr Präsident! Ihnen ist wahrhaftig nicht zu beichten.“

Sie scherzte und bestimmte mir die Stunde, da ich sie zum heutigen Ball abholen sollte.

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Residenz zubachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Augustinen allein zu sein; vielleicht weil ich selbst die Gelegenheit mied. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chinesischen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für sie in meiner Brust erlöschen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß sie mir gefährlich werden könne. Endlich war die Zeit meiner Abreise da. O welch ein anderer Abschied, als vor zwanzig oder zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Redoute, die ich, um folgenden Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch miteinander gewalzt und uns viel Artiges zugespelt. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein »Adieu, mon ami!« nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der so-

genannten großen Welt entflohen zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich ich meiner Reisechaise durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft, denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert Alles die gewaltige Zeit! — — Meine Reise — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abenteuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor einem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischensutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin zanken. Der Wirth und ein grober, halbtrunkener Miethkutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Händel mit einander. Ein blutjunges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, in Reisegewand, saß weinend auf einer Bank am Tisch. Der Lärm war entstanden, weil der Kutscher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin sie behauptete, daß er gedungen worden sei, sondern mit aller Gewalt nach einer seitwärts von der Hauptstadt gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrschaften bestellt sei, die ihn auf heute erwarteten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich anfangs beim Afford erklärt. Der Wirth hatte sich der jungen, schüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, sie sei die Tochter eines Dorfsparrers, eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nach einigem Zaudern — ich sagte ihr, wohin ich wolle und woher ich sei — mein Gebieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinste Engelsunschuld in allen Mienen. Ich hatte in meinem Leben kein idealisches Dofengesichtchen mit so frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen gesehen. Ich er-

fuhr, sie heiße daheim Adele; ihr Bruder habe sie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo sie den Bürgermeister, ihres Vaters Bruder, besucht habe. Ohne Zweifel war nun dort bei Bestellung des fremden Lohnkutschers, wegen des Zurückfahrens, ein Mißverständniß vorgefallen, dem ich einen höchst angenehmen Tag verdankte. Denn Adele, bei aller Gutmüthigkeit, schien viel Naturwitz zu haben. Doch schien sie mir unterwegs viel zu schüchtern. Erst als ich sie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umschlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater sein mögen! — erst da bekam sie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger verweilen zu können, so dankbar der ehrwürdige Pfarrer mich auch darum bat. Ich versprach indessen, den Besuch zu erneuern, woraus aber so bald nichts ward. Ich vergaß es zwischen Geschäften und Zerstreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, sah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im dreißigsten Jahre werden dem unvermählten Manne die Frauenzimmer von höchster Bedeutsamkeit, — also eine Tänzerin sah ich, die unstreitig von den anwesenden Schönheiten wohl die Königin heißen konnte — eine reine, glühende Rose in halber Entfaltung und gleichsam vor ihrer Schönheit erröthend. Die jungen Herren flatterten aber auch wie Schmetterlinge um sie. Es ward mir warm ums Herz, wenn die Augen der schönen Sylfide sich zuweilen eben nur gegen mich richteten, und das geschah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun schien mir's, als hätte ich diese reizende Gestalt auch schon einmal in Gesellschaft gesehen, vermuthlich in der Residenz bei Augustinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer sie sei? O Himmel, es war Adele! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reisehülle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie sie vom letzten Tanz zu ruhen ging,

gesellte ich dreiunddreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und sie war so gütig, den Reisegefährten zu unterscheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Gesundheit, beklagte, daß mich Geschäfte bisher abgehalten, ihn zu besuchen — eine Lüge freilich; aber vor diesem Engel mußte ich mich doch rein waschen — und verhiess baldigen Besuch. Mit freundlicher Unbefangenheit versicherte sie, ein Besuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball verursachte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präsident des Kriminalgerichts ward wieder Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich sah nichts als Himmelsglanz, tanzende Seraphim und Adelen dazwischen schweben. Ich wunderte mich nur, daß ein so schönes, so frommes, so liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, ist so brav, als sie schön; aber leider hat er kein Vermögen! O der Thoren! — Ich war schon nach einigen Tagen zum Besuch in der Pfarrei; wiederholte den Besuch von Woche zu Woche; bald galt ich, als Hausfreund. Adele konnte mir sogar bald Vorwürfe machen, wenn ich einmal am bestimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr sogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr vielleicht lieber, wenn ich nicht so oft käme. Wir zankten uns schon zuweilen, um uns zu versöhnen; und einmal in der Versöhnung gab ich ihr einen Kuß, ohne daß sie deswegen den Zank erneuerte. Sie ward stumm und ihre Wangen glühten im höchsten Roth. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achseln und sagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit sich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran, als an der Tonne Goldes. Mit den ersten Frühlingsblumen wand ich meiner Adele den Hochzeitfranz; der Vater selbst segnete vor dem Altar seiner Dorfkirche unser eheliches Bündniß ein. Nun erst an der Seite meines herrlichen Weibes war ich der Glückliche von den Glücklichen.

Bald sahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Adelen immer enger vereinten. Adele war von Tag zu Tag liebenswürdiger; eine junge Mutter ist gewiß liebenswürdiger, als das reizendste Mädchen. Adelen's reine Seele machte mich selbst edler, als ich vorher gewesen. Man ist nur dann glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu sein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Ersparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Adelen's so weit gekommen, daß ich fühlte, der Verlust alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Adelen's und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erst fand ich, daß mein seliger Vater, da er mich von Augustinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hat in Allem, auch in Rücksicht der Jahreszahlenverhältnisse des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigstes und Adele ihr dreißigstes Jahr antrat, da wir schon sechs- und achtjährige Kinder um uns her tanzen sahen, war Adele noch eine hübsche junge Frau, die wohl noch hätte Eroberungen machen können. Augustine hingegen mochte schon matronenhaft sein.

Ich hörte von dieser nur selten. An Briefwechsel war unter uns nicht zu denken. Reisende versicherten mich, sie sei verblüht, habe aber noch immer einen Hof von jungen Herren um sich, und besonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von Andern erfuhr ich, ihr Mann sei gestorben; die Dichter, welche ihren Hofstaat bilden, seien von der neuesten Gattung, mittelalterliche Schwärmer und Mystiker, protestantische Katholiken, und Augustine selbst habe stark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggedichte ständen in den neuesten Musenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Ministerium wieder einen Befehl bekam, mich persönlich in der Residenz einzufinden, um in einer Fürstensache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Augustinen

einen langen Brief und einen ganzen Stoß Prozeßakten. Sie war wegen Erbschaft mit weitläufigen Verwandten ihres Mannes in Hader, und begehrte von mir aus alter Freundschaft Rath und Beistand. Ich packte die Akten in meinen Reisewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

Ich war vierzig, Augustine fast auch. Sie konnte mir also jetzt wohl nicht mehr so gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Nebenlaube. Diesmal ging auch ich, am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Residenz, ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hause. Ich hatte mich vorher melden lassen, um zu wissen, ob sie bei sich anzutreffen sei. Denn man hatte mich in der Residenz versichert, daß sie selten daheim sei, meistens von Modepoeten umringt, um romantischen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frömmeln, zu schwärmen; oder aber — mit ältlichen Herren und Damen am Spieltisch, denn das Spiel sei ihre Leidenschaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr gesehen hätte, wären von ihr abgefallen; denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie sei in der ganzen Residenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneugierigkeiten wissen wolle, müsse man nur Frau von Winter besuchen. Das hörte ich selbst von zwei ehemaligen Freundinnen Augustinens sagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr gesehen. Hm! dachte ich, aber diese guten Freundinnen sind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verleumden, oder, wie man's in der Residenz hieß, zum Medisiren einen kleinen Ansaß.

Da ich — es war ein schöner Sommerabend — in Augustinens Haus trat, sagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Gesellschaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl

bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Augustine Stoff zu haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir etwa vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderbarlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?“ fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen.“

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischchen zwei Parthien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adele zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie, mich begrüßend, bringend nur um einen Augenblick bat, die Parthie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Gerechter Himmel!“ rief sie, „womit tödten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind.“ Sie spielte fort. Es war Pharao. Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, stieren Augen, krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

„Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!“ sagte er. „Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant — er zeigte seinen blühenden Fingerring; — „ich verspiele ihn in einer Lotterie; setzen Sie ihm alle Ringe dagegen.“ Begierig und rachelustig sahen Alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag

an. Frau von Winter sagte: „Beim Spiel geniren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber“ — sie sah mich an — „apropos, Freundchen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?“ Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: „Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!“

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: „Desto besser!“ warf ihn in die Spielschale zu den andern und betrachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich ihn unter Thränen einst empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzest du Alles um!

Man ging zum Nachessen. Die wenigsten Gäste waren guter Laune. Augustine zwang sich, heiter zu scheinen; das gab aber ihren ältlichen Mienen etwas Widerlichverzerrtes. Man sprach den Weinflaschen zu, um sich vermuthlich höhere Stimmung zu schaffen; man ward nicht heiterer, aber geschwägiger. Die Neuigkeiten der Residenz wurden gemustert; die Bekannten und ihre heimlichen Geschichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Wiß; aber an Menschenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Augustine am reichsten an böshaften Einfällen. Sie trug sogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäste zu persifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Ueberirdische im vierzigsten Jahre ganz das Gegenbild von sich selbst sein würde? — Ich empfand Langeweile und Ekel. Da man sich sogleich nach dem Essen wieder an die Spieltische machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir weh, in die Residenz gekommen zu sein, oder vielmehr, Augustinen so entartet erblickt zu haben. Ich besuchte sie zwar noch einige Male in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr, als das erste Mal, von ihr erbaut zu werden. Trotz

den Falten ihres Gesichts wollte sie doch nicht alt sein; sie hatte sich Roth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie schien dann und wann unsere ehemaligen zärtlichen Verhältnisse aufwärmen zu wollen; sie ward mir ekelhaft. Als ich von ungefähr einmal ein Wort von ihrem vierzigsten Jahr fallen ließ, sah sie mich mit fremden Augen an. „Ich glaube, Sie träumen, Herr Präsident!“ sagte sie. „Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich spielte noch mit der Puppe; ich erinnere mich dessen sehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, sondern an weit ernsthaftere Dinge. Also bin ich bestimmt jetzt fünf- unddreißig. Und unter uns gesagt, es ist möglich, daß ich mich noch einmal vermähle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unserer ersten Dichter, um meine Hand. Alle seine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle seine heiligen Legenden athmen das süße Feuer reiner Inbrunst für mich.“

Ich wünschte bescheiden zum „süßen Feuer reiner Inbrunst“ Glück, und war froh, als ich zum Thor der Residenz hinaus wieder meiner Atele und ihren Kindern entgegen fuhr.

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Verwüstungen der Zeit in bekannten Gesichtern aus den Jugendtagen sieht. Ich war mir in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Atele lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk von der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimatlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre Mancher von uns voran in die bessern und dauernden und höhern Verhältnisse

der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer, verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gute der Erde wollen sie umfassen. Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger; die Erde hat für den Geist zu wenig; er breitet den Arm ins Weltall aus, er fordert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Adelsens herrlicher Vater auf dem Sterbebette sagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorangegangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns selbst heiligten. Adele und ich lebten ein höheres Leben, seit zwischen uns und der Ewigkeit kein Unterschied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie hienieden.

Die schönsten aller Freuden gewährten uns unsere Kinder. Meinen ältesten Sohn begleitete ich selbst auf die Universität, und es war für mich und Adelen die angenehmste Ueberraschung, als an meinem fünfzigsten Geburtstag für mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Posten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn diese Stelle verpflichtete mich, in der Residenz zu wohnen; und von da an bis zur Stadt, wo mein Sohn den Wissenschaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereise. Wir waren also beisammen, so oft es uns eben wohlgefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterstadt, aber die Residenz, von der sie so oft gehört hatte, besaß doch auch Reiz, und noch mehr für ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgeborenen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das idealische Dofengesichtchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adels Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keine Schminke vonnöthen, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebe kennen zu lernen.

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte; denn ich fand dazu wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äußerst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenderin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, als sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger, als in der Messe, denn sie sei vor mehrern Jahren, von romantischen Modepoeten begeistert, auf den Einfall gekommen, sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu werfen, und katholisch zu werden.

Als ich sie nun das erste Mal besuchte, traf sich's, daß ich sie wieder im Garten aufsuchen mußte. Schon im Ausgang sah ich einige Heiligenbilder an den bestäubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucher-

ten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitmahl genossen und Augustinens Puppe gewiegt. Die Afazien waren niedergehauen, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chinesische Tempel hatte äußerlich allen Glitterprunk verloren; er war mit ehrlichen deutschen Ziegeln bedeckt; kleine zugespitzte gothische Fenster von buntem Glase, wie Kirchenfenster aus den Zeiten der Romantik, so wie ein Kreuz an der Dachspitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnlich.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, sah ich Altar und Kreuzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau von Winter, sehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgestanden, kam mir entgegen, den Rosenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich stand still vor ihr. Sie erkannte mich, und schien erfreut. Ich konnte mein wehmüthiges Gefühl nicht übermannen und blieb stehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit nassen Augen in die Kapelle hinein. „O Augustine!“ rief ich, „als hier noch die leichte Nebenlaube stand, wo wir in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauschten, — als wir dann hier zehn Jahre später, Jüngling und Jungfrau, die ersten Küsse unschuldiger Liebe wechselten und dem Himmel Gelübde brachten — —“

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!“ unterbrach sie mich.

„Ach, Augustine, es war nicht mehr so gut, da sich die Nebenlaube zum üppigen Boudoir im chinesischen Tempel verwandelt hatte; noch schlimmer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das schöne Denkmal, an einem Pharaontische verspielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!“

„Mein Herr,“ sprach Frau von Winter, „man geneset endlich vom Rausch der Welt und ihrer eiteln Lust. Sie verwunden mein Herz mit solchen Erinnerungen. Sind sie gekommen, mich zu ver-“

höhnern? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb ist, folgen Sie meinem Beispiel; lernen Sie der falschen Welt entsagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an."

Wie ich zu Hause kam, sagte ich zu Adelen: „Nein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne sie nicht mehr. Sie ist Vetschwester geworden. O allmächtige Zeit!"